

Aufenthalt in Bern, vom Mai 1811 bis October 1813

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte**

Band (Jahr): **4 (1993)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VI. Aufenthalt in Bern, vom Mai 1811 bis October 1813

Meine Reise von Chur nach Bern unter dem Schutze des Herrn Bundi wurde mir sehr angenehm durch das viele Neue, das sich mir darbot, denn über Bündens Grenze war ich noch nicht gekommen. Von Chur ging die Post zwölf Uhr ab und erst am dritten Tage um zehn oder elf Uhr kam sie in Zürich an. Aber auch gar viel anderes war damals in jenen Gegenden nicht wie jetzt. In Wallenstadt sah man viele bleiche fieberhafte Gesichter, der See kam bis zum Städtchen heran, viele Häuser standen mitten im Wasser, was mir auch bei Wesen auffiel, wo an einem einsam stehenden Hause links vom Orte das Wasser bis zu den Fenstern des ersten Stockes reichte. Der Linthcanal wurde erst im folgenden Herbst benutzt und war noch nicht vollendet. Ebenso wenig glich die Stadt Zürich mit ihren Stadtgräben und Ringmauern der jetzigen. – Am wunderlichsten war es mir auf dem Wallenstadter See gleich nach der Einschiffung zu Muthe, denn ich hätte schwören mögen, daß das Schiff still stehe, und daß Häuser, Städte, Wiesen u.s.w. davon liefen. Uebrigens fiel mir von allen Ortschaften am meisten Rapperswyl, wegen der Thürme des Schlosses Lenzburg auf, und unter den Menschen eine hübsche Kellnerin zu Emfelden¹³⁶ in Bernertracht, einer Kleidung, die mir auch später als die geeignetste erschienen ist, die Schönheit eines Weibes am reizendsten hervorzuheben. – Der Eindruck von Bern im Glanze der untergehenden Sonne und nach dem langen Zuge durch die Kastanienallee war wahrhaft ergreifend.

Dort studirte damals auch mein ehemaliger Schulgenosse Truog, den ich gleich am folgenden Tage aufsuchte. Statt mich an Herrn L'Orsa zu wenden, der mir nachher immer so viel Freundliches erwiesen hat, ließ ich mich von ihm bestimmen, mein Logis in der gleichen Familie zu nehmen, bei der er sich aufhielt, bei einem Schlosser Rohr in der Spittelgasse. Ich bekam zwar ein recht ordentliches Zimmer, die Leute waren gut, der Tisch befriedigend, der Meister ein halber Gelehrter und Witzbold, der öfter mit trefflichen Einfällen zum Vorschein kam. So sagte er einst von einem unpractischen Professor, den man seiner Gelehrsamkeit wegen gerühmt hatte: «Jo, jo, 's ist e glehrte Ma, aber er hätt kei Verstand.»

In Chur hatte ich durchgängig eine sehr angenehme Tischgesellschaft bei der Frau Rehsteiner gehabt: Herrn Herold¹³⁷, später Herrn Professor Gautsch, den originellen Bassus¹³⁸, einen entsprungenen Mönch, damals italienischer Lehrer an der Kantonsschule und später Vagabond, mehrere Kantonsschüler und das liebe Bäbeli, die schöne Jungfer Rehsteiner¹³⁹.

Um so mehr waren mir [hier in Bern] die schwarzen Gesellen zuwider, die mit aßen, obwohl auch unter ihnen zuweilen recht ordentliche Leute waren. Was ich gleich zu Anfang hätte thun sollen, that ich erst nach mehreren Monaten – ich zog zu Herrn L'Orsa, wo noch drei andere meiner Landsleute zu Tisch waren: Rud. Conrad von Baldenstein¹⁴⁰, Theodor Mohr¹⁴¹ und M. Wallser von Seewis¹⁴². Ersterer und letzterer mir auch befreundet von der Kantonsschule her. Wir wohnten im Pfrundhaus an der Nideck; in seinem eigenen Hause aber hatte Herr L'Orsa ein Mädcheninstitut und in diesem auch mehrere Bündnerinnen. Damals M.M. von Baldenstein¹⁴³, eine Casparis von Fürstenau, eine L'Orsa von Silvaplana, von Hammer von Chur u.s.w.

Ich trat zunächst in die philologische Abtheilung der Academie ein, und fand da neben meinen Landsleuten mehrere Studenten, zu denen ich mich besonders hielt und die mir liebe Freunde wurden, vorzüglich Gottlieb Studer¹⁴⁴, der spätere Geolog, Baggesen¹⁴⁵, Carl Wyß, Richard¹⁴⁶, jetzt Professor und Prediger in Straßburg, u.a.m.

Die Collegien wollten mir aber im Anfang nicht recht munden. Professor R. Wyß¹⁴⁷ las *theologia naturalis* [in] Latein, und dieß war schon eine Hemmung. Bei Risold¹⁴⁸ wurde Homer in's Lateinische übersetzt, und es schien mir, daß ich im Horaz auch mehr aus Mitscherlich¹⁴⁹ als vom Lehrer selbst lernen könne. Dieser aber, der Horaz, wurde mir lieb und machte großen Eindruck auf meine Seele. In seinem vollen Werthe erschien er mir aber erst ein Jahr später, als mir Wieland's Uebersetzung¹⁵⁰ seiner Satyren in die Hände fiel.

Auch die Stylübungen bei Professor Jahn¹⁵¹ hielten die Vergleichung mit denjenigen bei von Tscherner nicht aus, wiewohl mir der Mann im Uebrigen lieb war. Indessen fühlte ich doch den lebendigeren Einfluß des wissenschaftlichen Lebens durch meine Freunde und erhielt von ihnen einen sehr wohlthätigen Anstoß zum ordentlichen Studiren.

Zu Privatstunden wollte sich aber die Gelegenheit immer noch nicht zeigen, was mir ein wenig auf die Seele fiel. Indeß ließen mir Niehans eines Tages sagen, Herr General von Wattenwyl wünsche seinem Sohne¹⁵² einige Privatstunden geben zu lassen und ich solle zu ihm hingehen. Ich eilte, nicht ohne Herzklopfen, zu dem großen Herren, denn mit Generälen hatte ich noch nichts zu thun gehabt, wurde zwar freundlich aufgenommen und erhielt nach einigen Fragen und Antworten den Bescheid, er wolle mir sagen lassen, ob ich kommen solle; aber er ließ mir nichts sagen, und ich vermuthete, der Eindruck meiner Person und Unterhaltung müsse kein großes Vertrauen bei ihm erweckt haben.

Der prächtige Sommer von 1811, die abendlichen Spatziergänge mit meinen Freunden nach den Gärten oder zu einem der Küher in der Nähe von Bern, wo wir gute Milch oder Nidle aus den sauberen hölzernen Näpfen zu genießen pflegten, die späten Abendstunden, die ich gewöhnlich allein auf der kleinen Schanze in Betrachtung des herrlichen Cometen und der erhabenen Schweitzeralpen zubrachte, die angenehme Unterhaltung an Sonn- und Festtagen im Hause L'Orsa und die Studien, denen ich von vier Uhr morgens an bis spät mit Emsigkeit oblag, ließen mich die finanziellen Sorgen ziemlich vergessen, zumal Herr von Tscharner und nun auch mein Churer Freund, Hartmann Bavier¹⁵³, der jetzt bei einem Kaufmann in Basel war, mich mit dem Nöthigen versorgten. Bavier war einer von denen, die früher keine Sympathie für mich gefühlt zu haben bekannten, der mir aber nachher ein lieber Freund geworden war und sich jetzt besonders wohlwollend und gütig gegen mich bewies. Auch seine Briefe waren mir sehr erfreulich wegen der religiösen Veränderung, die in seinem Innern vorgegangen war und die er darin gemüthlich, ja oft sehr erbaulich beschrieb. Im ersten derselben vom 8ten Juni¹⁵⁴ sagt er: «Daß erst durch meine Entfernung von Dir das Herz so recht empfand, was ich an Dir verloren, und wieviel ich Dir verdanke, wollte ich Dir schon früher sagen, mein Theurer. Die Macht der Umstände hielt mich davon ab. Wie sehr mir in Chur, durch meinen Leichtsinn hingerissen, Religion und höhere Pflichten gleichgültig geworden waren, lernte ich erst hier recht einsehen. Wie sehr diese Erkenntniß Deinen Hartmann erschüttern mußte, kannst Du Dir denken. Bei meiner Abreise von Chur war mir über meine bisherige Aufführung unverdienter Weise wahrhaftig geschmeichelt worden. Im Taumel hielt ich es für baare Münze, hielt mich für einen der besten Sterblichen. Aus Freundschaft für meinen Vater wurde ich hier gut aufgenommen, erhielt im Hause meines Principals von allen der einzige einen vortrefflichen Tisch, schönes Logis, sah, daß ich in dem mir angewiesenen Fache das Schuldige leisten konnte. So arbeitete ich Tag und Nacht und war doch nicht zufrieden. Der Ewige wollte mich glücklicher werden und mich noch die Seligkeit des Glaubens empfinden lassen und dazu ließ er mich, ich kann wohl sagen, durch viele Verirrungen gehen, in die Sterbliche verfallen können. Nein, mein Theurer, nicht vieles, ununterbrochenes Arbeiten ohne richtige Erkenntniß des Höchsten kann beglücken. Wir sollen nicht arbeiten, nur um etwas zu verdienen, sondern um zum Segen der Menschheit mitzuwirken. Und gelingt es uns auch nicht, alles Gewünschte zu vollbringen, so bleibt uns doch der Trost, daß der Herr nicht sowohl auf die That, wie auf den Willen sieht... Ich bitte, beschwöre Dich, mir recht oft zu schreiben. Wir wollen

uns das Leben durch Freundschaft gegenseitig verschönern. Durch Trennung werden sich Freunde nur theurer, und dann kömmt die selige Stunde des Wiedersehens. Wir wollen uns vom bloß Vergnüglichen nach Kräften losreißen und uns an's Ewige anschließen. Das ist des Menschen Bestimmung, nach wahrer Tugend zu streben.» Er ergeht sich dann begeistert über dieses Thema, empfiehlt Veillodter¹⁵⁵, bei dessen Lectüre er sich immer für die Erfüllung seiner höheren und übrigen Pflichten, wie er sagt, gestärkt fühle.

In einem anderen Briefe sagt er: «Ich muß Dir durchaus das Lesen neuerer religiöser Bücher empfehlen. Ich gestehe Dir offen, daß mich das Lesen der älteren einigermaßen ängstlich gemacht hatte in der Erfüllung meiner Pflichten» u.s.w. In diesem Geist und Sinne schrieb mein junger kaufmännischer Freund und zeigte durch seine Lebenserfahrungen noch in der Blüthe der Jahre, welche Sinnesänderung mit ihm vorgegangen und wie gestärkt und gehoben er sich in dieser Umwandlung fühlte.

Privatunterricht

Im folgenden Herbste ließ mich indeß Herr General von Wattenwyl doch einladen, seinem Sohne, dem einzigen, den er hatte und der wohl schon deßwegen ein etwas flüchtiger Patron sein mochte, täglich ein paar Stunden auf einem nahen Landgute zu geben. Diese Einladung war mir doppelt erfreulich, weil ich nun glauben durfte, daß nicht sowohl meine Persönlichkeit, als andere Familienverhältnisse Schuld gewesen seien, daß früher nichts aus der Sache geworden war. Der Unterricht begann und ging recht gut von Statten. Der Knabe war zwar flüchtig und leicht, aber ein herzguter Junge. Wir gewannen uns in kurzer Zeit gegenseitig sehr lieb und legten später an einander unser Meisterstück ab: ich als Lehrer, er als Schüler.

Doch konnte ich in jenem Herbst die Stunden nicht lange fortsetzen, weil ich einer Frau von Erlach, geborene von Tscharner, zugesagt hatte, auf einige Wochen nach Spiez zu kommen und ihre zwei Kinder, Albert und Henriette, zu unterrichten. Dieß geschah. Die Frau war eine sehr feine, edle Frau, die mir sehr gefiel, deßgleichen ihre Tochter, mit dem Knaben richtete ich dagegen nicht viel aus, und aus der gehofften Anstellung als Präceptor auch den Winter über in Bern wurde nichts.

Nach meiner Rückkehr von Spiez zum Wintercursus bekam ich wieder den Antrag, dem jungen E. von Wattenwyl täglich eine Privatstunde im Lateinischen zu geben. Das gegenseitige Wohlwollen steigerte sich immer

mehr und verschönerte nicht wenig meinen Aufenthalt in Bern. Auch Vater und Mutter bewiesen sich sehr freundlich, und ich wurde auf mancherlei Weise von ihnen erfreut.

Der Knabe wollte Militair werden, obgleich er etwas schwächlich war. Gut, sagte der Vater, dann aber sollst Du schon jetzt täglich zwei Stunden auf dem Estrich Schildwache stehen. Das dämpfte seine Militairlust in etwas. Würde ich einmal Fürst, sagte er zuweilen zu mir, dann sollten Sie mein Staatsrath werden.

Vor Ende des Winters, wo ich eigentlich schon gleichsam auf die Präceptorstellen verzichtet hatte, eröffnete mir Herr L'Orsa endlich doch die Aussicht auf eine solche. Herr Hauptmann Fischer¹⁵⁶ von Eichberg hatte seine drei Söhne, von denen die älteren schon eilf bis fünfzehn Jahr alt waren, die öffentlichen Schulen von Bern nicht besuchen lassen. Es kann nicht sowohl Patrizierstolz, als die Ueberzeugung der Grund davon gewesen sein, daß die häusliche Erziehung für sie besser sei. Genug, Herr Fischer ließ mir die Stelle antragen. Ich wurde in's Haus gerufen, damit auch seine Frau mich persönlich kennen lerne, und die Sache war mit guten Erwartungen von beiden Seiten entschieden. Den Sommer brachte die Familie auf ihrem schönen Landgute in der Nähe von Thun zu, den Winter in der Stadt. Während des Sommers sollte ich den Knaben allen Unterricht allein ertheilen, im Winter aber nur drei Stunden täglich geben, um nebenbei meine Vorlesungen besuchen zu können. Tisch und Logis bekam ich im Hause und den Gehalt überließ ich Herrn Fischer. Von da an fühlte sich mein Gemüth sehr erleichtert.

Eichberg. Familie Fischer

Die Reise nach Eichberg machte ich mit meinen Zöglingen, am linken Ufer der Aar hinauf zu Fuße. Es war ein schöner Maitag, und bei so heiterm Gemüthe erschien alles doppelt schön und anziehend. In diesem Elemente faßten wir auch gleich Zutrauen zu einander. Der Eichberg aber mit seinen Alleen, Busquetten, Teichen, Terrassen und dem schönen Schlosse auf weiter Terrasse erfüllte mein Herz mit Hoffnung und Freude; denn auch von der Familie hatte ich einen durchaus günstigen Eindruck bekommen. Herr Fischer war ein sehr schlichter, biederer Mann, der viel las und an dem ich viel Gutes, nie aber etwas Gemeines, Unwürdiges wahrgenommen habe. Seine Gemahlin, geb. von Sinner, gewann sich durch ihren Verstand, ihr Gemüth, ihre Religiösität und Thätigkeit meine Achtung in vollem Maaße. Das eheliche Verhältniß war immer noch zärt-

lich und um so achtungswerther, als die Frau, wie es scheint, schon damals an einem bedenklichen Uebel kränkelte, was man ihr indeß äußerlich nicht ansah.

Das älteste Kind war eine Tochter, schon erwachsen, aber auffallend kränklich; dann folgten die Knaben: Carl, welcher später in Bern's Umwälzung 1830 viel patrizischen Eifer gezeigt hat; Eduard, ein sehr hübscher, lieber Knabe, und Fritz, der jüngste, der mir, als jüngstes Kind auch am meisten zu schaffen gemacht hat. Er wollte General werden, aber daheim bei der Mama bleiben. Dann lebte der Vater des Herrn Hauptmann, Herr Obrist Fischer¹⁵⁷ noch, ein achtzigjähriger Mann mit schneeweißem Haar, aufrechtem, festem Gang und heiteren, munteren Geistes, eine schöne Seele, die das Alter nur zu höherer Milde und Ehrwürdigkeit verklärt hatte. Ich habe ihn oft still und ehrerbietig angeschaut, und die Vorzüge des Alters wurden mir zuerst an ihm klar und anschaulich, wie später an dem greisen letzten Freiherrn von Haldenstein, dem Herrn Luzius von Salis¹⁵⁸, und an Herrn J. Caspar Zellweger von Trogen¹⁵⁹.

In dieser Familie auf ihrem schönen Landgute nahe bei Thun und in einer so herrlichen Gegend brachte ich jenen Sommer zu. Er war unstreitig einer der schönsten und fruchtbarsten meines Lebens; denn zu allen diesen äußeren Annehmlichkeiten, die ich in einem mir bisher ganz ungewohnten Grade genoß, kam der sehr befriedigende Erfolg, mit welchem meine Zöglinge arbeiteten, das gute Vertrauen, das mir ihre Eltern schenkten, und besonders die günstige Evolution – der Durchbruch im allgemeinen Sinne – der in mir selbst vorging.

Herr Fischer hatte auch eine gute Bibliothek. Hier fand ich Wieland's Uebersetzung von Horaz und las sie mit dem Original, Müller's Schweitzergeschichte, mir noch neu, ferner Rousseaus Werke – Emil und Nouvelle Heloise –, was mich alles so entzückte und hinriß, daß ich noch jetzt kaum bedauern kann, diese klassischen Werke nicht früher gelesen zu haben, wo ich, an Geist unreifer, gewiß weniger Nutzen davon gehabt hätte. Für meinen Unterricht aber studirte ich fleißig La Croix und Le Gendre¹⁶⁰ und erwarb mir die Zufriedenheit des Herrn Fischer besonders durch die Methode in der Stereometrie, die ich von meinem Freunde Tester her hatte: nämlich die Körper durch Fäden innerhalb eines auf drei Seiten mit Eisendrath gegitterten Kistchens darzustellen und die Probleme mit den nöthigen Beweisen zu führen.

Im August ließ mich dann Herr Fischer eine Reise mit meinen Zöglingen auf den Rigi durch die kleinen Cantone und bis Zürich machen, wo ich wieder viel Schönes sah und genoß. Auf der Rückreise kamen wir

über Luzern und durch das Entlebuch nach Langnau, wo wir einen Tag bei'm Oheim der Knaben zubrachten, der dort Landvogt war.

Reichen Genuß gewährte mir jetzt auch der Briefwechsel mit meinen Freunden. Von Bünden aus enthielten die Briefe des Herrn A. Liver¹⁶¹, nachherigen Landrichters, besonders die Tagesneuigkeiten, auf anziehende Weise mitgeteilt, dann die der Freunde aus Bern, Baggesen und Studer; am meisten aber erfreuten mich die des Herrn Fr. von Tscharner aus Chur, welcher bei allen seinen vielfältigen Geschäften doch einen ziemlichen Briefwechsel mit seinen früheren Schülern unterhielt. Ein Brief von ihm war für mich jedesmal ein Fest, dessen Nachklänge viele Tage andauerten. Mehrere Auszüge aus diesen Briefen an mich sind in Joh. Fr. Tscharner's Leben und Wirken von Vincenz v. Planta 1848 abgedruckt (Seite 181 und folgende). Bruchstücke daraus, wenn ich sie einschalten wollte, würden ohne Zweifel die schönsten Blumen in dieser Beschreibung sein, da sie aber gedruckt sind und von Tscharner's Leben ausführlich in obgenanntem Werke dargestellt worden ist, so unterlasse ich [es], sie anzuführen. Die Sammlung dieser Briefe im Original findet sich im Bande I meiner Correspondenz.¹⁶²

Für den Winter gingen wir wieder nach Bern, ich schon bei'm Beginn des Wintersemesters, die Familie Fischer etwas später. Im Fischer'schen Hause bekam ich ein Zimmer, wohin mir die alte Magd das Frühstück brachte, zu Mittag war ich für die ganze Zeit zu Herrn von Wattenwyl eingeladen, der seinen Sohn auch aus der Schule genommen hatte, um ihn mit Zustimmung des Herrn Fischer den Unterricht mit dessen Söhnen bei mir nehmen zu lassen. Allen diesen Knaben zusammen hatte ich den Winter über täglich um drei Stunden zu geben, die übrigen, z.B. Französisch, bekamen sie von anderen Lehrern, und so konnte ich meine Collegia ganz ungehindert besuchen, zumal ich auch mit der Aufsicht in den Nebenstunden in keiner Weise belästigt war.

In diesem Semester besuchte ich nun die theologischen Vorlesungen. Leider war für diese weder von Seiten der Professoren noch der Studenten viel Anregung zu finden. Der gelehrteste und beliebteste Professor war Herr Hünerwadel¹⁶³. Bei ihm hörte ich Kirchengeschichte, leider in lateinischer Sprache, benützte aber Schröck¹⁶⁴ und arbeitete alles lateinisch aus. Es wird kein köstliches Latein gewesen sein, aber ich schrieb es nach und nach mit ziemlicher Leichtigkeit und bedauere, daß mir diese Hefte, ich weiß nicht wie, abhandengekommen sind. Ferner Dogmatik, diese jedoch deutsch. Wir kamen aber nicht mit der Einleitung zu Ende, ja vielleicht nicht bis zur Hälfte derselben.

Mein bester Freund unter den theologischen Studenten war Schnell von Burgdorf,¹⁶⁵ welcher Oberlehrer im Waisenhaus und später Pfarrer in Ligerz, von allen unstreitig der tüchtigste. Nun begegnete uns beiden aber in diesen Vorlesungen etwas sehr Fatales: Herr Hünerwadel aus der Flatt'schen Schule¹⁶⁶ war, wenn auch nicht übertrieben, so doch gut orthodox und zwar aus festem Glauben. Dahin hätte er auch seine Zuhörer leiten mögen, und zu dem Ende führte er bei jedem Dogma die Anfechtungen an, die dasselbe von den alten Ketzern und Neologen neuerer Zeit erlitten hatte, und zwar meistens mit deren eigenen Worten und in aller Schärfe. Worauf dann seine Widerlegung folgte. Diese Verfahrungsweise verfehlte aber bei aller großen Achtung, die man für den Lehrer haben mußte, der kein Bedenken trug, sie zu befolgen, wenigstens bei mir und meinem Freunde schnell ihren Zweck ganz und gar, denn uns leuchteten die Einwürfe weit besser ein als seine Widerlegung. Ja, es wollte uns bedünken, es würde damit ziemlich wie im Prokrustesbette¹⁶⁷ verfahren, zurecht gemacht und je nach Bedürfnis gestreckt oder verkürzt. Mit großer Lust zur Theologie oder eigentlich zum *Pfarrer werden* hatte ich meine Studien angefangen, den alten festen Glauben in Flerden und Chur bewahrt und unversehrt auch nach Bern gebracht. Jetzt erst begann für mich die Periode der Zweifel, die sich in meinem Gemüthe fest ansetzten und mich wirklich sehr beunruhigten. Ich sah klar ein, daß mir bei solchen Ansichten keine andere Wahl gelassen sei, als entweder ein Heuchler zu werden oder auf's Predigtamt zu verzichten. Mit schwerem Herzen und zum großen Herzeleid meiner Eltern entschied ich mich für letzteres. Denn die Religion, wie sie mir jetzt erschien, in Bünden zu predigen und zu lehren, wäre nicht angegangen, und etwas zu lehren und zu predigen, was ich nicht selbst als wahr fühlte, konnte ich auch nicht über mich gewinnen, und so schied ich von der Theologie, um mich dem Erziehungsfache zuzuwenden.

Es ist auffallend und erfreulich, wie hierin der Kleine in seinem Innern so merkwürdig mit einem Großen zusammentrifft. Nach Channing Bd.I, Seite 105 sagt Milton: «War ich ja doch, nach der Absicht meiner Eltern und Freunde und nach meinem eigenen Entschluß, schon als Kind zum Dienste der Kirche bestimmt, dem ich mich auch gewidmet hätte, wenn ich nicht, zu einiger Reife der Jahre gelangt, bemerkt hätte, welche Tirannei sich der Kirche bemächtigt, und wie der, welcher zum Geistlichen ordinirt werden wollte, sich zum Slaven verschreiben und einen Eid leisten mußte, den er, wenn sein Gewissen nicht sehr weit war, nicht leisten konnte, ohne geradezu einen Meineid zu begehen oder seinen Glauben zu vernichten, weshalb ich es für gerathener hielt, ein makelloses

Schweigen dem heiligen Amte des Redens vorzuziehen, das mit Knechtschaft und Meineid erkaufte und begonnen werden sollte.»¹⁶⁸

Im übrigen verstrich mir der Winter sehr angenehm: ich studirte mit Lust und glaubte mit Erfolg zu lehren, genoß im Fischer'schen und von Wattenwyl'schen Hause viel Güte, in einem wissenschaftlichen Vereine mit Baggesen, S. und B. Studer, den Brüdern Wyß, Müller, Mohr und Richard bildende Unterhaltung und bei Herrn L'Orsa im Umgang mit den Mädchen manches gesellige Vergnügen. Die Tischgänger des Herrn L'Orsa logirten zwar in einem anderen Hause, speisten aber mit den Mädchen im Institute und kamen in vielfache Berührung mit ihnen. Außer den schon früher angeführten Bündnerinnen war da eine Bonorand, Bolny und Vulpius aus Pforzheim, zwei Rossat von Grandson, zwei Steiner von Winterthur u.a.m. In der schönen Jahreszeit war mir gestattet, mit ihnen zu spazieren, und im Winter wurde nach dem Thon Clavier gespielt, gesungen, vorgelesen, gesellige Spiele gespielt, und wenn Herr L'Orsa weg war, wohl auch zuweilen getanzt. Das war eine Begünstigung von Frau L'Orsa, einer sehr verständigen und äußerst achtungswerthen Dame, und ihrer Schwester, der Jungfer Kühn, die den jungen Leuten zur Belustigung gern die Hand bot.

Daß bei solchem Umgange sich auch nähere Bekanntschaften, ja selbst halbe und ganze Liebschaften entwickelten, war nicht zu verwundern. Wenigstens hatte wohl jeder eines, zu dem er sich besonders hingezogen fühlte. Meinerseits habe ich von diesem Umgang nur wohlthätige Folgen verspürt, und oft denke ich noch an Bürgers Carl von Eichenhorst¹⁶⁹ zurück – die Entführung – wie schön Jungfer Bolny sie spielte und die Steiner sie sang. Ich blieb nur bei der allgemeinen Liebe, und erst im folgenden Herbste, als ich kurz vor meinem Abgange auf der Plateform spatzirte und da unter den Mädchen des Institutes auch einer kürzlich angekommenen Bündnerin begegnete, empfing ich von ihren schönen Augen und der lebenswürdigen Lebendigkeit ihres ganzen Wesens einen Eindruck, wie ich ihn noch nie empfunden hatte. Er hat mir das Bild des italienischen Dichters Petrarca¹⁷⁰ später klargemacht, wenn er sagt: «Ferirmi di saetta in quello stato.» Dieser Eindruck, der mir von Fräulein Sophie von Baldenstein, die eben von Bünden angekommen war, kam, ist mir bis zur Stunde lebendig geblieben. Ich sah sie in Bern nicht wieder, in Bünden wurde sie mir aber später eine sehr liebe Freundin.

Von der Gesinnung der Eltern meiner Zöglinge gegen mich erhielt ich zu Neujahr die erfreulichsten Beweise. In der Frühe schon brachten mir die Knaben mit ihrem Glückwunsche eine schöne Briefftasche, die ich vierzig Jahre im guten Andenken an sie aufbewahrt und dann erst einem

meiner Neffen geschenkt habe. Nach dem Frühstück waren die Kinder unruhig und begierig zu sehen, was das Christkind gebracht habe. Herr Fischer lud mich ein mitzukommen. In der Putzstube war alles schön von Frau Fischer geordnet; die Geschenke mit weißen Tüchern verhüllt, auf denen sich der Name desjenigen befand, für den sie bestimmt waren. Für mich hatte ich nichts weiteres erwartet; wie erstaunte ich daher, auf einem dieser Tücher auch meinen Namen zu erblicken und darunter eine schöne Weste von Frau Fischer und siebenzig Ellen Leinwand von Herrn Obrist, wobei Herr Hauptmann bemerkte, ich möchte sie nur machen lassen und ihm die Rechnung geben, die er zu berichtigen übernehme. So großartig und auf eine so überraschende Weise war ich noch nie beschenkt worden, und mein Dank und meine Freude waren wirklich sehr innig. Abends brachte E. von Wattenwyl noch ein Halstuch, das seine Mama eigenhändig gesäumt hatte, und die Fischer eine seidene Weste von der Großmama Sinner, einer lieben Frau, die mir auch sonst viel Freundliches erwiesen hatte.

So angenehm gestalteten sich meine Verhältnisse in Bern und mit innigem Danke habe ich immer an sie zurückgedacht. Was man in Geschichten so oft wahrnimmt, das traf hier auch bei mir ein. Wenn es uns zuweilen nicht nach Wunsche geht, und wir von der Vorsehung halb vergessen scheinen, so macht sie es dann, gerade wo wir es am wenigsten erwarten, oft auf großartige Weise alles auf einmal wieder gut und gewährt mehr, als wir je erwarten und hoffen durften. Das geschah in meinem Lebensgange hier zum zweitenmale und ist auch später auf noch überraschendere Weise eingetreten.

Als Jahresgehalt bestimmte mir Herr Fischer fast das doppelte, was in Bern gewöhnlich einem Studenten bezahlt wurde, nämlich 25 Louis d'or und überließ mir überdieß, was Herr von Wattenwyl für seinen Sohn beitragen wolle, der dann 12 Louis d'or gab.

Nicht das Geld, sondern die ökonomische Unabhängigkeit, in welche ich auf diese Weise trat, und die Möglichkeit, jetzt schon einen Theil meiner Schulden bei Herrn von Tschärner abzuzahlen, verschönerte meine Lage.

Reise nach dem Heinzenberge

Im Mai gestattete mir Herr von Fischer noch, einen Besuch zu Hause zu machen. Ich machte die Reise zu Fuß über Burgdorf, Luzern, Küßnacht, Immensee, Steinen, den Etzel nach Wesen und Chur meist allein, und

doch war diese Reise eine meiner angenehmsten. Mein Gefühl im Genusse der herrlichen Natur in ihrem schönsten Frühlingsschmucke wurde noch erhöht durch die beseligenden Gefühle, welche die innere Erhebung des strebenden Jünglings begleiten, der daneben durch äußere Trübsale zu einer heitern Unabhängigkeit hindurch gedrungen ist.

Meine Reismethode war immer: Abends bei Zeiten das Nachtquartier zu beziehen und schon am Abend die Zeche zu bezahlen, dann am Morgen bei Tagesanbruch aufzubrechen und erst nach zwei bis drei Stunden zu frühstücken. Man ißt dann mit ganz anderem Appetit und kann gestärkt leicht wieder drei, vier Stunden bis Mittag reisen, dann ein paar Stunden ausruhen und die Reise wieder mit erneuter Kraft fortsetzen und auf diese Weise mit geringer Mühe bedeutende Strecken zurücklegen.

Das Studium von Joh. Müller und das Collegium, das ich bei Professor Samuel Schnell¹⁷¹ über Schweitzergeschichte gehört hatte, machten mir jetzt die Schweiz und viele Ortschaften, durch die ich kam, zu etwas ganz anderem, als sie mir früher gewesen waren. An sich schon classisch und durch die Gesellschaft um so anziehender war mir die Strecke von Luzern nach Küßnacht zu Wasser und von dort bis Immensee zu Land. Auf dem Schiffe befand sich auch ein Capuziner. Er war gesprächig und jovial in seiner Unterhaltung und wurde mir dadurch sehr lieb. Einer fragte, wie weit es von Luzern nach Küßnacht sei. Drei Stunden, antwortete er, aber alles eben. Im Schiffe war auch ein junges Frauenzimmer von Solothurn mit einer kleinen etwa zehnjährigen Schwester. Sie zeigte die an Frauenzimmern so schätzbare und einnehmende Milde und Gemüthlichkeit und eine solche mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit für das Schwesterchen, daß ich sie schon deshalb hoch schätzen und wirklich lieb gewinnen mußte. In Küßnacht stieg man an's Land, und jeder schlug seinen Weg da oder dorthin ein. Ich traf nach einer kurzen Strecke mit meiner verehrten Solothurnerin wieder zusammen, mußte bei Tell's Capelle der kleinen Schwester die Geschichte Tell's erzählen, und so kamen wir in der angenehmsten Unterhaltung nur zu früh in Immensee an. Von da ging sie nach Zug, ich nach Arth, und die Zeit vor der Abreise brachten wir gemeinsam im Wirthshaus zu. Nie hat mich die Trennung von einer Bekanntschaft, die ich in so kurzer Zeit gemacht hatte, so wehmüthig gestimmt, und es war wirklich nur der Tribut, den ich hierbei einer schönen Weiblichkeit zollte. Im Schiffe nach Arth fand sich zu meinem Troste der joviale Capuziner wieder. Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, und ich mag wohl etwas zu begeistert von der schönen Solothurnerin gesprochen haben, so daß er mich im gewöhnlichen Sinne für verliebt halten konnte. Er kannte das Mädchen und ihre Familienverhältnisse, schilderte mir dieselben

umständlich und schloß damit: «Die ist eben für keinen Protestanten, es wäre denn, daß er zurückkehrte.» Dann ging er gleich auf's Religiöse über, indem er sagte: «Es thut einem recht weh, wenn man einen jungen Menschen, dem man wohl ansieht, daß er gutmüthig ist, so schrecklich hinter's Licht geführt sieht.» Hierauf ging er in einzelne Specialitäten ein, und einige Weiber, die mit im Schiffe waren, sagten bei jeder seiner Behauptungen: «Ja, das ist wahr.» Er habe, fuhr er freundlich fort, zu Hause ein Buch von einem Protestanten, der übergetreten sei und hundert Gründe angebe warum, und wer dieses Buch lese, müsse nothwendig ganz verstockt sein oder katholisch werden. Ich hielt mich bei meinen Antworten sehr beim Allgemeinen. Er wurde jetzt ernst, zog sein Breviarium heraus und sagte, er wolle nun beten. Auch die Weiber sagten ihren Rosenkranz her, und ringsherum erschallten allmählig die Vesperglöcklein, die für mich die Sinne der Wehmuth sehr erhöhten. Aus meinem Himmel war ich tief, tief gefallen und freute mich, endlich in Arth aussteigen zu können, von wo ich dann, obwohl es schon spät war, noch an demselben Abend bis Steinen eilte.

Am folgenden Morgen frühstückte ich zu Rothenfluh¹⁷² bei der angenehmsten Unterhaltung. Der Wirth, ein gar guter, verständiger Bauer, erzählte mir nach seiner Weise von den alten Kriegen und besonders auch von den neuen, die sie, die Schwyzer, gegen die Franzosen geführt und wie sie diesen Respekt eingeflößt hätten und dadurch auch im Anfang mit besonderer Schonung behandelt worden wären. Die schlichte, klare Erzählung und das Hochgefühl, das dem ehrlichen Manne dabei aus allen Zügen hervorleuchtete, ergötzte mich unendlich, und ich schied mit herzlichem Handschlag von ihm.

In Ragaz hatte ich ein eigenes Mißgeschick. Aus Bünden war ich noch als fast unbärtig geschieden; nun, männlich geworden, hielt ich besonders ein Großes auf meinen Backenbart, den ich möglichst weit in die Backen hereingezogen hatte. In Ragaz ließ ich mich rasiren, aber, o weh! als ich mich im Spiegel betrachtete, war mein Backenbart beinahe ganz weg. Ich ärgerte mich sehr darüber und habe später über diese Kränkung jugendlicher Eitelkeit oft lachen müssen.

Seltsame Gefühle ergriffen mich, als ich an den Rhein trat, und von weitem die Felswände am Eingang des Prättigäu's erblickte. Ich hätte weinen können vor Freude und innerer Bewegung. Es hat überhaupt etwas eigenthümlich Wohlthuendes und Erhebendes, im Glücke oder mit zufriedenen Herzen das Vaterland wieder zu betreten. Bünden erschien mir dießmal in einem ganz neuen Lichte, ich fühlte mich eigens überall angezogen, hätte Freund und Feind umarmen mögen, und so wurde mir

denn auch der Aufenthalt überall äußerst angenehm. Nur meinen armen Eltern wollte es nicht behagen, daß ich nicht Pfarrer würde, so sehr sie sich im Uebrigen über meine Lage freuten.

Auch die Rückreise gewährte mir vielfachen Genuß. Zum erstenmale sah ich das mir seitdem theuer gewordene Appenzell und fand in Folge der Empfehlung meines Freundes A. Liver die freundlichste Aufnahme bei seinem Freunde, Herrn Mayor Rüesch¹⁷³, in Speicher. Eine Empfehlung unseres Herren J. U. von Salis-Seewis führte mich bei Herrn Kirchhofer¹⁷⁴ zu Stein am Rhein und bei Professor Georg Müller¹⁷⁵, Bruder unseres Geschichtschreibers, in Schaffhausen ein. Von beiden, besonders aber von Müller's Leutseligkeit und Milde, erhielt ich einen sehr wohlthätigen Eindruck. Ich sah ihn nur noch einmal sieben Jahre später bei meiner Rückkehr von der Universität, und der Eindruck war ganz derselbe, nur gesteigert.

Bern

Bei meiner Rückkehr nach Bern war die Familie schon wieder auf dem Eichberg. Die Geschäfte gingen im Aeußeren wie früher, aber wesentliche Veränderungen traten in diesem Sommer ein. Frau Fischer kränkelte, deßgleichen Eduard, der liebste und hoffnungsvollste meiner Zöglinge. Sein Bruder und er hatten schon das Officierspatent erhalten. Um in der Nähe des Arztes zu sein, kehrte er mit der Mutter wieder nach Bern zurück. Er, der beste und liebste, fehlte also in den Lehrstunden, und das wollte schon viel sagen für einen so engen Kreis. Natürlich herrschte auch eine gewisse Niedergeschlagenheit in der Familie, alles war ruhiger, schweigsamer, düstrer, weil die Hausfrau fehlte und der liebe Sohn. Er starb noch im Laufe des Sommers, zur großen Betrübniß aller, die ihn gekannt hatten. Im Herbste folgte ihm die Mutter, und so waren zwei Hauptpersonen aus der lieben Familie geschieden.

Eine gewisse Mißstimmung mochte auch auf andere Weise herbeigeführt worden sein. Ich hatte nämlich von Herrn Anton Frizzoni in Bergamo den Antrag erhalten, eine Hofmeisterstelle bei seinen drei Söhnen zu übernehmen. Die Lust, Italien zu sehen und die vortheilhaften Bedingungen, die mir in Aussicht gestellt wurden, hatten etwas sehr Lockendes. Ich theilte dieß Herrn Fischer schon im Frühling mit, mit der Bemerkung, daß ich seine Söhne ohne seine Zustimmung dennoch nicht verlassen würde. Er antwortete, er wolle meinem Glücke nicht im Wege sein, war aber und mit Recht doch etwas empfindlich darüber. Ich fühlte selbst mein

Unrecht und habe in der That auch nie recht verschmerzen können, daß ich nicht ohne auch nur ein Wort von jenem Antrage zu sagen, so lange ausgeharrt, wie er es wünschte. Freilich hätten die späteren Ereignisse es ohnehin vereitelt. Denn schon im folgenden Winter rückten die Alliirten in der Schweiz ein, und gerade in Bern erfolgten die größten Umwälzungen. Auch Fritz, der jüngste Sohn, folgte bald seiner Mutter und dem Bruder und nicht lange nachher auch die Tochter. So lichtete der Tod in zwei Jahren eine zahlreiche, hoffnungsvolle Familie, in der auch ich so glücklich gewesen war, durch Hinraffen von vier ihrer Mitglieder.

Die Tochter soll, als sie ihr Ende herannahen sah, ihre beste Freundin, Fräulein Manuel, gebeten haben, doch ihren Vater zu heirathen, damit er und der Großvater die nöthige liebevolle Pflege erhalten möchten. Schöne kindliche Liebe! Es geschah wirklich, und aus dieser Ehe sind wenigstens zwei Knaben hervorgegangen. Der gute alte Herr Obrist starb, wie ich glaube, erst nach drei bis vier Jahren. Leider habe ich von der Familie niemanden wieder gesehen.

Was ich noch von den Annehmlichkeiten in diesem Hause nachzuholen habe, war ein Aufenthalt in Ligerz am Bielersee, wohin Herr Obrist jeden Herbst zur Weinlese auf seine dortigen Besitzungen ging. Wir besuchten ihn in dieser Jahreszeit dort, und hier lernte ich auch die schöne Petersinsel, die durch den Aufenthalt Rousseau's auf ihr berühmt geworden ist, kennen. Eine Fahrt dahin hätte leicht für uns unglücklich werden können. Wir ruderten selbst und waren alle der Sache unkundig. Da brach ein stürmischer Wind aus, der uns einige Zeit herum trieb, doch kamen wir endlich mit dem Schrecken davon.

Auf der Rückreise blieben wir einige Tage in Villars, einem Gute bei Murten, welches der Urgroßmutter meiner Zöglinge gehörte, einer trefflichen, sehr ehrwürdigen Frau von Grafenried. Dort steht eine äußerst große Linde, von der man behauptet, sie sei schon im Murtenerkrieg von Kugeln durchschossen worden.

Einen anderen Ausflug machten wir auf den Niesen. Wir gingen Samstag Abend bis zu den Hütten der Alp, übernachteten daselbst und stiegen morgens vor Tag zur Höhe hinauf. Es war Vollmond, das Thal mit Nebel angefüllt, aus welchem nur die Spitzen der höheren Berge hervorragten. Ein wahrhaft herrlicher Anblick bei Mond- und später bei Sonnenschein. Wer das Meer gesehen hatte, erblickte in diesem Nebel eine auffallende Aehnlichkeit mit demselben und in den Bergen Inseln, die darin emporrugten. Auf der Höhe fanden sich fünfundzwanzig Personen zusammen, unter ihnen ein sehr humaner Prinz von Mecklenburg-Schwerin, der sich an dem schönen Anblicke nicht satt sehen konnte. Den

Rigi hatte er noch nicht gesehen, und nur der Weißenstein bei Solothurn, sagte er, biete unter den Schweitzerbergen, die er bisher erstiegen, eine ähnliche Aussicht dar.

VII. Aufenthalt in Lausanne, vom October 1813 bis Januar 1814

Schon im vorhergehenden Frühjahr waren die Unterhandlungen mit Herrn Anton Frizzoni von Cellerina, Kaufmann in Bergamo, wegen der Annahme der Hofmeisterstelle für seine drei Söhne durch Vermittlung des Herrn Rathsherr Stephan Braun¹⁷⁶ und Professor Gautsch dahin gediehen, daß ich dieselbe, sobald mir möglich, übernehmen sollte. Bis zum Herbst wollte ich aber Herrn Fischer, der so gütig gegen mich gewesen war, nicht verlassen, und ein anderes halbes Jahr glaubte ich aus Gewissenhaftigkeit, noch an einem französischen Orte zubringen zu sollen, um mich im Französisch sprechen zu vervollkommenen. Ich konnte nämlich noch gar kein Italienisch und hielt daher für Pflicht, wenigstens das Französische, das ich schon in Chur angefangen und in Bern fortgesetzt hatte, indem ich Privatunterricht darin nahm, ordentlich sprechen zu lernen. Zu diesem Behufe entschloß ich mich auf eigene Kosten nach Lausanne zu gehen und daselbst den Winter mit Privatstudien und namentlich zur Uebung im Französischen zuzubringen. Meiner Aufsicht wurde ein junger Mann aus Chur, Anton von Jenatsch¹⁷⁷, den ich von der Kantonsschule her kannte, durch seine Eltern anvertraut. Er kam zur verabredeten Zeit nach Bern, und von da aus reiste ich dann mit ihm über Murten, Neufchatel und Yverdon nach Lausanne. Auf der Reise erzählte ich ihm von den burgundischen Schlachten und vom Beinhaus in Murten und sagte ihm, daß wir wenigstens die Stelle ansehen sollten, wo es gestanden, denn die Franzosen hatten es 1799 verbrannt. Er war aber nicht aus dem Wirthshause zu bringen und fertigte mich freundlich damit ab, er glaube mir schon. In Grandson blieb ich einen Tag bei Hauptmann Rossat, dessen Töchter mich von Bern aus an ihn empfohlen hatten, und suchte die bedeutendsten Punkte der Schlacht näher kennen zu lernen.

In Yverdon sah ich zum ersten- und zum letztenmale Pestalozzi¹⁷⁸, dessen Bild mir lebendig geblieben ist, ohne daß ich jedoch in besondere geistige Berührung mit ihm oder mit dem übrigen Personal des Institutes gekommen wäre.